



Moderator Reiner Nagel interessiert sich für die anwesenden Fachrichtungen

Städtebau! – Eine Debatte um die Gestalt der Stadt

Intro **Kaye Geipel** Fotos **Schnepp Renou**

Moderation **Matthias Böttger (DAZ), Kaye Geipel (Bauwelt), Reiner Nagel (Bundesstiftung Baukultur), Tim Rieniets (StadtBauKultur NRW)**
 Diskutanten **Christoph Mäckler, Matthias Sauerbruch, Vanessa Miriam Carlow, Wolfgang Sonne, Markus Allmann, Kristiaan Borret, Frauke Burgdorff, Jörn Walter, Hartwig Schultheiß, Franz Pesch, Julian Wékel, Sophie Wolfrum**

26. Januar, 14 Uhr, Deutsches Architekturzentrum in der Köpenicker Straße in Berlin. Die Diskutanten von vier Panels und weitere Gäste nehmen Platz am Tisch in Form eines großen Ypsilon mit drei gespreizten Armen. Anlass, aber nicht Thema, des nun folgenden Debattennachmittags ist der fachliche Streit um die „Kölner Erklärung“, initiiert von Christoph Mäckler, Wolfgang Sonne, Jörn Walter, Peter Zlonicky und anderen im Mai 2014. Auf diese Erklärung folgte das Positionspapier „100 % Stadt“, unterschrieben unter anderen von Frauke Burgdorff, Carl Fingerhuth, Christa Reicher und Martin zur Nedden. Bei der „Kölner Erklärung“ ging es um Defizite in der aktuellen Städtebauausbildung, um die Vernachlässigung von architekturräumlichen Gesichtspunkten in der aktuellen Stadtgestalt und das sich Wieder-Beziehen auf ein bewährtes Raummodell. Beim Positionspapier „100 % Stadt“ stand die Suche nach differenzierten Antworten auf die Komplexität und Vielfalt zeitgenössischer Urbanisierungsprozesse im Vordergrund.* Die Debatte im DAZ sollte über polarisierende Fronten hinausgehen. Ein Rund-um-Gespräch in vier Akten zur Frage: **Wo steht der Städtebau? In den fünf Stunden Gespräch wurden vor allem drei Punkte deutlich. Erstens: Architekten, Städtebauer und Raumplaner kommen zwar aus unterschiedli-**

chen disziplinären Kulturen, das Defizit an Koordination von Planung und Gestaltung empfinden jedoch alle. Zweitens: Die Weiterentwicklung der Idee der europäischen Stadt ist nicht mit einer Formel zu beantworten. Welche räumlichen Modelle welcher städtische Raum erfordert, bleibt genauso strittig wie die Frage, wie viel „Moderne“ in die heutige Stadt gehört – und was darunter zu verstehen sei. Drittens, und das ist der entscheidende Punkt: Neben allen Unterschieden gibt es ein gemeinsames politisches Anliegen – den in den vergangenen Jahren des „economic turn“ verlorenen politischen Einfluss auf die Form des urbanen Raumes wieder zurückzugewinnen. Voranstellen könnte man diesem Ziel eine Erkenntnis, die der Kölner Stadtbaumeister Franz-Josef Höing vor einigen Monaten im Bauwelt-Gespräch geäußert hat: „Am Ende des Tages baut die Stadt nicht selbst. Aber sie muss den Weg, wie sie sich weiterentwickelt, vorzeichnen.“

Um das Gespräch mit vielen Teilnehmern später veröffentlichen zu können, war eine klare Struktur nötig: vier Themenpanels à drei Diskutanten, die je ein kurzes Statement vortragen, dann ihre Thesen, zuerst zu dritt und dann mit dem ganzen Podium, diskutieren. Die Debatte wurde transkribiert, zusammengefasst und mit den Teilnehmern abgesprochen. Wir möchten an dieser Stelle allen Diskutanten für ihre Offenheit herzlich danken. Ebenso gilt unser Dank allen Teilnehmern, die sich engagiert eingemischt haben, deren Beiträge aber aus Platzmangel keinen Eingang ins Heft finden konnten.
 * Die beiden Erklärungen und deren Verfasser sind unter folgenden Links nachzulesen: www.bauwelt.de/themen/Die-Stadt-zuerst-2167978.html und: www.bauwelt.de/themen/100-STADT-2159077.html. Die folgende Online-Debatte steht in Heft 42.2014

1 Was kann die Architektur und was leistet der Städtebau?

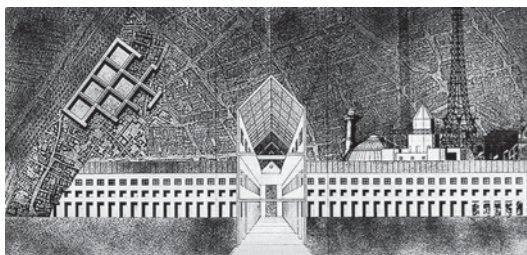
Zu viele Köche, so wird behauptet, verderben die heutige Stadt. Ihre Gestalt gleiche einem Potpourri. Wäre alles besser, wenn der gestaltende Städtebau wieder, als Mutter aller Disziplinen, ins Zentrum rücken würde? Wie sieht es aus mit der Zuständigkeit zwischen den Fachrichtungen Städtebau, Architektur und Stadtentwicklungsplanung? Diese Fragen diskutieren im ersten der vier Panels Vanessa Miriam Carlow, Christoph Mäckler und Matthias Sauerbruch, moderiert von Reiner Nagel

Reiner Nagel **Christoph Mäckler, Sie setzten die Frage der Gestalt an die erste Stelle. Welche Fachrichtungen sind zwingend notwendig für den Gestaltungsprozess im Städtebau?**

Christoph Mäckler Sämtliche Fachrichtungen, die irgendetwas mit Stadt zu tun haben: Verkehrsplanung, Sozialpolitik, Wirtschaftspolitik. Alle diese Dinge sind selbstverständlich Grundlage städtischen Bauens. Aber was eben nicht sein darf, dass wir in Deutschland Fakultäten haben, an denen Architektur, sprich Gestaltung, Straßenraumgestaltung, gar nicht stattfindet.

Matthias Sauerbruch Eines der Grundprobleme der Ausbildung ist, dass man junge Leute auf eine Situation vorbereitet, deren Rahmen wir nicht genau kennen. Was in zehn, fünfzehn Jahren sein wird, wenn die Studenten von heute im Beruf stehen, ist nicht genau vorherzusehen. Jetzt kann man natürlich wie Christoph Mäckler argumentieren: Es gibt gewisse eherne Gesetze. Es gibt die europäische Stadt, und die war schon vor 200 Jahren so, wie sie heute ist. Dem widerspreche ich. Wenn ich mir meine eigene Ausbildung vor dreißig Jahren vergegenwärtige, was mir damals beigebracht wurde in der Hochschule und was ich dann anwenden konnte – allein wenn man sich ansieht, was in diesen dreißig Jahren in Berlin passiert ist –, dann sage ich, es war unmöglich, uns mit fertigen Lösungen auf diese Situation vorzubereiten.

Aldo Rossis Entwurf für Les Halles in Paris



Christoph Mäckler

Christoph Mäckler Ich kann, was Sie sagen, zu 100 Prozent unterschreiben. Aber bei einer Sache in Ihrem Eingangsstatement werde ich stutzig: Ist Platzraum und Stadtraum Ideologie für Sie?

Matthias Sauerbruch In diesen drei Worten „die Stadt zuerst“, die Ihre „Kölner Erklärung“ prägen, ist ein Zwischenton herauszuhören: Sie gehen davon aus, die Stadttypologie, Aldo Rossis Idee, ließe sich kontinuierlich fortsetzen und – ausgehend von der historischen Typologie – ließen sich künftige Lösungen finden. Ganz allgemein gesprochen ist da nichts einzuwenden. Aber die historische Stadt besteht eben nicht nur aus Plätzen und Straßen! Egal ob man sich nun das 19. Jahrhundert anschaut oder die mittelalterliche oder die antike Stadt: Da gab es ja nicht nur den Markt, die Agora, das Theater, sondern die Fabrik,

Was damals gebaut wurde, waren Häuser mit städtischem Anspruch: Straßen und Plätze, die mit Leben gefüllt wurden christoph Mäckler

Das städtebauliche Gestalten braucht klare Handlungsanweisungen Christoph Mäckler

Wenn wir von städtebaulicher Gestaltung reden – wie sieht die Situation heute und wie sah sie früher aus? Dazu zwei Beispiele (siehe Fotos unten): Einmal München-Schwabing, eine ganz normale Straße, konzipiert von Theodor Fischer. Dann, neunzig Jahre später, das Europaviertel in Frankfurt am Main. Wenn Sie dieses neue Viertel sehen, das beispielhaft für vieles andere steht, das wir heute bauen, fangen sie an darüber nachzudenken, was wir in unserer Ausbildung falsch machen. Das hat mit der Architekturform erst einmal gar nichts zu tun. Uns wird immer unterstellt, dass wir nur über Gestalt reden. Wenn dem so wäre, hätte es die „Kölner Erklärung“ nie gegeben (www.stadtbaukunst.tu-dortmund.de). Unsere Erklärung ist viel weiter gefasst, sie hat fünf Punkte. Das städtebauliche Gestalten steht am Anfang, zweitens die Architektur, drittens die Stadtbaugeschichte, das, was wir lebendige Stadt nennen, viertens Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Umweltwissenschaften und fünftens die Verkehrsplanung. Das städtebauliche Gestalten aber ist das Einmaleins im Städtebau. Die Gestalt des Raumes muss am Anfang stehen, bevor man von Durchmischung oder von Sozialstrukturen sprechen kann – alles fraglos wichtige Kriterien. Was uns bedrückt ist, dass diese Europaviertel – und die gibt es ja auch in Stuttgart oder in Frankfurt – sich alle ähnlich sehen. Sie sind absolut aseptisch, tot. Es sind Gebäude, die aneinander gewürfelt werden, ohne dass ein Stadtraum entsteht. Theodor Fischer hat seine Konzepte im frühen 20. Jahrhundert umgesetzt und nicht etwa im 19. Jahrhundert! Und wer sich mit Stadtbaugeschichte auseinandersetzt und liest, was ein Stübben, ein Gurlitt, ein Unwin oder ein Genzmer geschrieben haben: Das sind keine Theorien, sondern ganz klare Handlungsanweisungen. Wie schaffe ich einen Straßenraum, wie schaffe ich einen Platzraum, wie entsteht ein Hof? Das ist bis heute gültig.

Christoph Mäckler

Architekt und Stadtplaner. Seit 1998 hat er den Lehrstuhl für Städtebau an der Fakultät für Architektur und Bauingenieurwesen an der TU Dortmund inne. Zuvor lehrte er in Neapel, Braunschweig und Hannover. Mäckler war von 1991 bis 1996 Vorstandsvorsitzender des Bundes Deutscher Architekten BDA. Das Büro „Christoph Mäckler Architekten“ gründete er 1981 in Frankfurt/Main.



Links: Rothmundstraße in München nach der Planung von Theodor Fischer; unten: das Europaviertel in Frankfurt/M. im Juni 2013
Kleine Abbildungen: Markus Lanz (o.), Epizentrum (u.)



Die europäische Stadt vor 200 Jahren war nicht so wie heute. Gibt es eherne Gesetze? Dem widerspreche ich Matthias Sauerbruch

Der Städtebau muss heute in der Lage sein, widersprüchliche Anforderungen zusammenzubringen
Matthias Sauerbruch

Wir müssen die jungen Leute, die zum Studieren an die Universitäten kommen, darauf vorbereiten, ungekannte, bisher nicht dagewesene Situationen zu lösen. Das kann man nur tun, indem man zurückgeht auf das, was in der englischen Diskussion „first principles“ heißt; also zu den Grundlagen. Das sind keine Lösungen im Sinne von Straße, Platz oder Block. Es geht um die Methoden, mit denen man sich den Fragen nähert, die diese Situationen aufwerfen. Natürlich ist dazu ein detaillierter Wissensstand nötig über das, was in der Vergangenheit geschah. Man hat es ja in den wenigsten Fällen mit einer Tabula rasa zu tun, sondern immer mit urbanen Fragmenten, Spuren vergangener Stadtbautätigkeit. Die sollte man einordnen und notwendigerweise vervollständigen, sogar rekonstruieren können, wo es sinnvoll erscheint. Aber in vielen Fällen tauchen neue Fragen auf, die bisher nicht gelöst wurden. Dann gehört es zur Kernkompetenz des Architekten, widersprüchliche, konfliktbeladene Ansprüche an eine Sache so zusammenzubringen, dass eine neue Realität synthetisiert wird, die auch sinnliche Qualitäten hat. Diese Fähigkeiten, zu verstehen, zusammenzubringen und zu synthetisieren, das sind die „first principles“, die wir den Studenten mitgeben sollten.

Zum zweiten ist es an uns, bisher ungekannte Lösungen in die Diskussion zu bringen und zu einem kreativen Sprung imstande zu sein. Da ist Gestaltung im Sinne eines künstlerischen Akts gefragt. Auch darauf muss man die Studenten vorbereiten, dass sie bereit sind, mit ihrer Person für ihre Ideen zu stehen. Man erweist ihnen einen Bärendienst, wenn man versucht, sie mit einer „richtigen“ Ideologie zu umgürten, mit der sie dann stolz in die Welt hinaus gehen – und sicherlich Schiffbruch erleiden werden.

Matthias Sauerbruch

Architekt und Stadtplaner. Er gründete 1989 zusammen mit Louisa Hutton das „Büro für Architektur, Städtebau und Gestaltung Sauerbruch Hutton“ mit Sitz in Berlin. Von 1995 bis 2001 lehrte er an der TU Berlin und anschließend, bis 2007, an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart.



Matthias Sauerbruch

Vor der Gestaltung über die Ziele reden

Vanessa Miriam Carlow

Städtebau ist nicht nur Spiegel der Städtebaulehre, sondern auch der ökonomischen Prozesse, die sich in den Städten entspinnen. Ich halte sowohl die „Kölner Erklärung“ als auch die Antwort „100 % Stadt“ für viel zu unpolitisch. Wir müssten in der Ausbildung mehr davon sprechen, welche Rolle der Zugriff des Kapitals auf Stadt spielt, was mit den öffentlichen Räumen passiert, welchen Einfluss die Dezentralisierung von Verwaltung hat, der Abbau von Verwaltung. Diese Dinge spiegeln sich direkt in der Gestaltung der Stadt. Wenn wir nur noch von Öffentlichkeit und Privatheit reden und nicht mehr von öffentlichem Raum und privatem Raum, dann liegt darin bereits eine Schwächung des Begriffs Öffentlicher Raum.

Worin liegen denn die Ziele von Städtebau und Stadtentwicklung? Geht es darum, gleichwertige Lebensverhältnisse herzustellen? Geht es darum, Zugang zu Ressourcen, zu Bildung usw. herzustellen? Geht es um Gewinnmaximierung? Geht es um demokratische Teilhabe, um die Materialisierung von Kapital, das um die Welt fließt, oder darum, die Pluralität der Gesellschaft abzubilden? Erst wenn wir diese Diskussion geführt haben, können wir überlegen, wie sich diese Ziele in Qualitäten übersetzen und mit Hilfe von Entwurfsmethoden und -werkzeugen in Stadträume umsetzen lassen.

Dazu muss dann das Einmaleins von Straße, Platz und Block radikal weiter gedacht werden. Und was das Bild der europäischen Stadt betrifft: Wir müssen uns fragen, ob wir als in Deutschland ausgebildete Städtebauer nur über unsere eigenen Städte sprechen können, als läge ein großes Betätigungsfeld unserer Profession nicht längst im Ausland. Wenn ich nach Brasilien gehe oder nach Westafrika, hilft mir das Bild der europäischen Stadt überhaupt nicht weiter. Das ist dort schlicht nicht anschlussfähig!

Vanessa Miriam Carlow

Architektin und Stadtplanerin. Carlow leitet seit 2012 den Lehrstuhl für Städtebau an der TU Braunschweig. Im gleichen Jahr gründete sie die Berliner Dependence des Büros COBE. An der Gründung des gleichnamigen Büros in Kopenhagen war sie 2005 ebenfalls beteiligt.



Moderator Reiner Nagel



Vanessa Miriam Carlow

Klar geht es um die Schönheit der Stadt. Aber bei der Frage, was schön ist, werden wir uns nicht so schnell einig

Vanessa Miriam Carlow

den Hafen und meinetwegen die Kloake. Die Stadt ist ein lebendiger Organismus, der sich aus vielem zusammensetzt. Daraus entstehen die Konflikte. Wenn es nur darum ginge, einen schönen Wohnort zu bauen, dann hätten wir es leicht. Schwierig wird es erst, wenn man einen schönen Wohnort neben der Stadtautobahn oder vor der Fabrik schaffen will.

Reiner Nagel **Wie stehen Sie denn zu dem Leidensdruck, der Christoph Mäckler quält: Es sei noch nie so viel geplant und dabei so schlecht gebaut worden, wie heute? Teilen Sie diese Einschätzung?**

Matthias Sauerbruch Überhaupt nicht! Das ist für mich ein Mangel an Offenheit.

Christoph Mäckler Wenn Sie so was wie das Europaviertel in Frankfurt gut finden, dann ...

Matthias Sauerbruch Wir hatten letzte Woche das Vergnügen eines Vortrags des Fotografen Thomas Struth hier an der Uni in Berlin. Struth sprach über „Walking“, ein kleines Buch mit Bildern, die er großenteils in Berlin aufgenommen hat. Lauter hässliche Sachen: vollgesprayte, schrecklich-schlechte Details, furchtbare Materialien. Und doch: Thomas Struth ist mit so einem Auge durch die Stadt gegangen, dass man sich wundert, warum man das selbst so nie gesehen

Foto: Thomas Struth



hat. Das sind alles interessante Situationen, die mit dem richtigen Blick Qualitäten entfalten können. Diese zu sehen und weiterzuentwickeln – darin liegt für mich die eigentliche Herausforderung der heutigen Stadt.

Reiner Nagel **Matthias Sauerbruch, Sie haben gesagt, der Architekt muss in der Lage sein, den städtebaulichen Kontext zu synthetisieren und ihn in eine neue sinnliche Umwelt umzusetzen. Kann das nur der Architekt? Oder kann das auch ein Landschaftsplaner, ein Verkehrsplaner?**

Matthias Sauerbruch Es ist kein Zufall, dass hier beim Thema Stadtgestalt kein Verkehrsplaner am Tisch sitzt. Die Interessenslage ist eine andere. Verkehrsplaner sind so nicht ausgebildet. Architekten werden aber für diesen synthetischen Blick ausgebildet, das ist ihre größte Stärke. Es gibt nur noch sehr wenige Berufsgruppen, die so generalistisch denken können, dass sie sich wirklich in die Lage von anderen versetzen, um zu einer Lösung zu kommen.

Vanessa Miriam Carlow Wir arbeiten in unserem Büro mit all den Disziplinen zusammen, die Sie hier angesprochen haben. Für uns werden Geo-Ökologen immer wichtiger, Wasserbauer, Anthropologen, Künstler, Spezialisten für Genderstudies. Wir müssen auch in der Ausbildung transdisziplinärer sein. Das heißt, gleich zu Anfang schon die Studierenden mit den städtischen Verwaltungen in Kontakt bringen; denn das sind unsere direkten Partner für alles, was wir umsetzen wollen.

Reiner Nagel **Sie haben in Ihrem Eingangsstatement (Seite 18) davon gesprochen, dass bei der Debatte um die Stadtgestalt die eigentlichen Ziele des Städtebaus zu kurz kommen. Welches sind Ihre primären Ziele?**

Vanessa Miriam Carlow Natürlich geht es darum, gleichwertige Lebensverhältnisse herzustellen. Es geht vor allem um den Erhalt der öffentlichen Räume – also gegen die Kommodifizierung des öffentlichen Raums. Klar, auch die Schönheit unserer Städte ist ein wichtiges Ziel. Aber da werden wir uns so schnell nicht einig, was genau schön ist. Ich jedenfalls sehe den Städtebau als Disziplin, die vor allem ethisch arbeitet.

Reiner Nagel **Gleichwertige Lebensverhältnisse, das steht ja im Grundgesetz.**

Matthias Sauerbruch Das sind Punkte, denen man nur ungern widersprechen möchte. Nur sollten wir uns auch keine Illusionen machen. Unmittel-

bare politische Einflussnahme ist bestenfalls aus den Verwaltungen heraus auszuüben – und das setzt bereits wirklich heroisches Handeln voraus. Aber als praktizierender Architekt oder Städtebauer oder wie wir uns auch immer bezeichnen möchten – unseres ist die Materialisierung der Stadt. Es ist unbestritten, dass diese auch politische Dimensionen hat, aber letztlich arbeiten wir an der Ästhetik, also der physische Realität, die sich unserer Wahrnehmung darbietet. Keiner von uns ist in der Lage, irgendwelche ökonomische Mechanismen grundsätzlich auszuhebeln.

Reiner Nagel **Matthias Sauerbruch, Sie sprechen von der „Sinnlichkeit“ der gebauten Umwelt als Ziel der Planung, und Vanessa Miriam Carlow, Ihnen geht es eher um einen wissensbezogenen Ansatz?**

Vanessa Miriam Carlow Im besten Falle ist es eine Kombination aus beidem. Wenn ich weiß, ich brauche eine Frischluftschneise, damit das Mikroklima funktioniert, dann wäre es natürlich wünschenswert, wenn die stadttechnisch notwendige Frischluftschneise auch noch zu einem wunderbar gestalteten Park werden könnte. Entscheidend aber ist, dass wir im Städtebau gesellschaftliche Fragen verhandeln und nicht nur formal-ästhetische.

Christoph Mäckler Es geht beim Thema Stadtgestalt doch nicht um Formalästhetik! Teile der Pariser Banlieue sind nicht zufällig Orte von poli-



tischen Auseinandersetzungen geworden, weil da einfach die Ärmsten der Armen wohnen. Fahren Sie durch diese Gegenden, und sehen sich an, wie grauenhaft hässlich die sind. Aber wo bleibt der städtische Raum? Irgendjemand hat da die Antwort gegeben, wie dort ein Sozialgefüge stattfinden kann. Da wurden Hochhäuser gemacht und dann der soziale Wohnungsbau untergebracht. Aber man hätte den Leuten ja auch eine Chance geben können, einen lebendigen, städtischen Raum mit Gewerbe, mit Kneipen anbieten, in dem sie sich wohlfühlen. Was Sie, Frau Carlow, gesagt haben, das kann doch alles in einer „normalen Stadt“ stattfinden.

Julian Wékel (schaltet sich in die Diskussion ein) Ich halte die Gegenüberstellung, generalistischer Ansatz auf der einen und spezialisiertes Fachwissen auf der anderen Seite, für zu kurz gegriffen. Handelt es sich da nicht um einander ergänzende, ganz unterschiedliche Aufgaben? Ich würde Christoph Mäckler zum Beispiel nicht zumuten, wenn er ein städtebauliches Ensemble entwirft, dass er sich Gedanken über die Gleichwertigkeit der Lebensbedingungen macht. Das ist ihm auf der planerischen Ebene in gewisser Weise vorgegeben. Wenn wir uns über die Zuständigkeiten der verschiedenen Disziplinen unterhalten,



dann ist doch der wesentliche Punkt: Wo sind die Überschneidungen, wie sollten wir das differenzieren? Wir sollten uns gegenseitig gelten lassen. Denn unsere Tätigkeitsfelder sind unterschiedlich, je nachdem, ob jemand beim Regierungspräsidenten sitzt und sich dort für eine nachhaltige Regionalentwicklung einsetzt, oder ob er eben städtebauliche Ensembles entwirft und dabei Nachhaltigkeit einzulösen versucht. Bitte nicht alles verrühren!

Harald Bodenschatz Wir sprechen von der Trennung zwischen Architekten und Planern. Meines Erachtens vergessen wir die grundlegende Rolle der Ingenieure. Die ersten fünfzig Jahre unserer neuen Entwicklung wurde der Städtebau nahezu ausschließlich von Ingenieuren gemacht. Dann gab es die großen Debatten darüber, wer den Hut aufhat. Die Ingenieure wurden raus gedrängt. Das mag man gut oder schlecht finden. Für mich

ist klar, dass unter den veränderten Bedingungen, Klimawandel, neue Mobilität usw., die Ingenieure eminent wichtig sind. Sie müssen eingebunden werden, auch wenn sie hier nicht am Tisch sitzen.

Christel Drey Ich vermisse auch die Landschaftsplaner! Die klassischen städtebaulicher Leitbilder, über die hier diskutiert wurde und die sich in Anführungsstrichen unter dem Begriff „Europäische Stadt“ subsumieren lassen, sind für mich eigentlich das Einfachste. Unsere Hauptaufgaben liegen doch im suburbanen Raum. Da ist die Landschaftsplanung im Sinne einer Kulturlandschaft Mittel, Zweck und Form zugleich. Das fehlt mir völlig bisher. Gerade wenn wir von der Regionalstadt reden, dann kommen wir mit den Prinzipien der kompakten Kernstädte nicht weiter. Die überwiegenden Aufgaben sind in den regionalen Zusammenhängen zu finden. Und da gehören die Landschaftsplanung und die Landschafts-

architektur als entscheidende Gestaltungselemente dazu.

Christoph Mäckler Das ist für mich selbstverständlich, dass die Landschaftsplanung dazu gehört. Ich kritisiere die Landschaftsplanung eigentlich nur da, wo sie anfängt, Plätze zu gestalten. Das finde ich absurd. Die Gestaltung der Plätze halte ich für eine eindeutig städtebaulich-architektonische Aufgabe.

Reiner Nagel **Ist der Architekt, der Städtebauarchitekt, der geborene Intendant solcher disziplinenübergreifender Prozesse? Oder muss es jemand anderes sein?**

Christoph Mäckler Er ist es!

Vanessa Miriam Carlow Das sehe ich auch so.
Matthias Sauerbruch Ich weiß nicht, ob Intendant der richtige Begriff ist. Regisseur, vielleicht, oder Jongleur! (lacht).

2 Welche Modelle kommen für welche Art von Stadt in Frage?

Beziehungslose Solitärbauten prägen die heutige Stadt, der Blick auf das bauliche Ensemble und das Quartier kommt zu kurz – so die Kritik. Lässt sich dieses Dilemma mit verbindlichen Regeln lösen? Ja, sagen die Verfechter des Modells der „Europäischen Stadt“. Nein, sagen die anderen, die Stadt ist viel komplexer – die geforderte Einheitlichkeit könne es in der vom Wiederaufbau der Nachkriegszeit geprägten Stadtstruktur nicht mehr geben. Das Für und Wider diskutierten im zweiten Panel Markus Allmann, Kristiaan Borret und Wolfgang Sonne, moderiert von Kaye Geipel.



Zwischen den Panels wird weiterdiskutiert, während die vier computergesteuerten Griffel der Ausstellung „The Urburb“ in der Ausstellungshalle des DAZ Pläne in den Sand zeichnen



Moderator Kaye Geipel und Markus Allmann

Kaye Geipel **Herr Sonne, wenn ich Ihr Eingangsstatement (Seite 22) richtig verstanden habe, dann liegt in den spezialisierten Herangehensweisen, die die Produktion der heutigen Stadt kennzeichnen, eine Gefahr. Sie wünschen sich, was die Gestaltung der Stadt betrifft, einen einheitlichen Städte-Baukasten, an den sich die Architekten und Stadtplaner halten sollen.**
Wolfgang Sonne Ich würde ihn nicht als Bau-

kasten bezeichnen. Es sind keine Rezepte, aber doch Prinzipien, und diese Prinzipien müssen wir kennen. Es geht vordergründig nicht um die Schönheit der Fassade oder um besondere Materialien, um Ornamentformen, oder was auch immer. Es geht um das Einmaleins des Städtebaus. Das ist ein Begriff, der ja bei manchen Leuten Unbehagen hervorruft, weil uns dann unterstellt wird, wir wollten nur noch multiplizieren.

Wir haben ja eine Reihe aufgestellt, also Platz-Straße-Block-Haus. Diese Abfolge halten wir in der Tat für essentiell. Das heißt, öffentlicher Raum – Platz und Straße – auf der einen Seite und auf der anderen Seite privater Raum bzw. privat gebaute Struktur – also Baublock und Haus. Das ist die Basis. In der Art, wie diese beiden Sphären zusammen kommen, konstituieren sie den öffentlichen Raum. Und diese Grund-

Es gibt grundsätzlich nur ein Stadtmodell

Wolfgang Sonne

Die Frage, welches Stadtmodell, welches Leitbild für welche Planung in Frage kommt, hatten wir bei der „Kölner Erklärung“ nicht aufgeworfen. Ich würde sogar grundsätzlich fragen: Ist nicht schon die Fragestellung, dass wir verschiedene Leitbilder haben und die Vorstellung, wir könnten frei zwischen diesen wählen, Ausdruck eines Problems? Beim Leitbild „Soziale Stadt“ ist der Soziologe vertreten, beim Leitbild „Verkehrsgerechte Stadt“ der Verkehrsingenieur, beim Leitbild „Schöne Stadt“ der Kunsthistoriker. Jeder bleibt da in seinem Revier. Oder denken Sie an das jüngste Leitbild Smart City, wo wir als Planer der IT-Industrie auf den Leim gehen, die vorgibt, mit irgendwelchen Smartphones irgendwelche Rollläden regeln zu können, als hätte das etwas mit Städtebau zu tun. Natürlich muss man Energiekreisläufe regeln. Aber das sind Teilbereiche der Stadt. Wenn wir das so durchdeklinieren, dann zerfällt die Stadt in lauter Segmente. Ich denke aber, dass jeder Stadtraum immer alles sein sollte und es nichts bringt, segregierte Leitbilder zu verabsolutieren. Darüber geht die Komplexität der Gesamtstadt verloren. Das ist der Punkt, an dem die „Kölner Erklärung“ ansetzt. Wir sagen, all diese Segmente sollen zwar in der Planung ihren Platz haben; am Ende aber müssen wir doch gestalten und bauen! Deswegen gibt es für uns auch grundsätzlich nur ein Modell und dieses Modell heißt einfach: Stadt. Das läuft dann auf ganz simple Fragen hinaus, die sie an die neuen Bauvorhaben stellen können: Ist das städtisch oder ist das nicht städtisch? Warum wirkt das hier städtischer, warum wirkt das dort weniger städtisch? Mit der Frage danach, ob das jetzt städtisch ist oder nicht, kommt man ziemlich weit.

Wolfgang Sonne

Kunsthistoriker. Seit 2007 Inhaber des Lehrstuhls für Geschichte und Theorie der Architektur an der TU Dortmund. 1994 bis 2003 war er Oberassistent am Institut für Geschichte und Theorie der Architektur an der ETH Zürich bei Vittorio Magnago Lampugnani. Er ist Autor des Buches: „Urbanität und Dichte im Städtebau des 20. Jahrhunderts“.

Es geht um das Einmaleins des Städtebaus. Wir haben eine Abfolge aufgestellt, also Platz – Straße – Block – Haus. Die halten wir in der Tat für essentiell

Wolfgang Sonne

figuration kann dann alle möglichen Formen annehmen.

Kaye Geipel **So wie Sie das hier beschreiben, sieht die Stadt aber in vielen Fällen nicht aus.**

Wolfgang Sonne Natürlich gehören auch die Stadtautobahnen, die mitten durch das Quartier schneiden, heute zum Inventar der europäischen Stadt. Aber die sind an sich nicht erstrebenswert. Ich halte es für verkehrt, wenn man dann mit dem Fotografen-Künstler-Blick kommt und das schön fotografiert und sagt, das ist schon alles o.k. Vor allem aber geht es mir um die Frage der Siedlungen: Ganz viel Städtebau im 20. Jahrhundert war kein Städtebau, sondern Siedlungsbau mit dem Primat des Wohnungsbaus. Wir machen heute viel zu viel Siedlungsbau! Schauen Sie sich an, was heute noch mit dem Deutschen Städtebaupreis prämiert wird. Ein simpler Trick hilft um festzustellen, ob etwas Städtebau oder Siedlungsbau ist: Stellen Sie sich vor, Sie treten aus einem neuen Haus heraus in den öffentlichen Raum. Wo befinden Sie sich? In einer undefinierten Grünfläche: Dann ist es Siedlungsbau. Oder in einem Stadtraum, sei es eine Straße oder ein Platz: Dann ist es Städtebau!

Kaye Geipel **Eine eingängige Definition: Ich mache die Haustür auf und weiß, ob der Stadt-**

raum, stimmt oder nicht. Kristiaan Borret, in Antwerpen kann die Stadt wegen der vielen privaten Eigentümer nur beschränkt agieren. Allerdings kann sie Strukturvorgaben machen und Regeln vorschlagen. Zählt dazu auch die eben erwähnte Straßen- und Stadtraum-Gestaltung? Wo lagen Ihre Schwerpunkte als Stadtbaumeister von Antwerpen?

Kristiaan Borret In den meisten Fällen mussten wir indirekt vorgehen. Wir haben uns auf wichtige Regeln beschränkt und mit Beispielprojekten gearbeitet. Das half, Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden. Was ist eine Frage der Ästhetik und wo handelt es sich um Dinge, die für die Stadtentwicklung wesentlich sind? Ich habe den Eindruck, dass diese Fragen in der Diskussion teils durcheinander geworfen werden. Wirklich wichtig ist für uns zum Beispiel die Aktivierung der Erdgeschosszonen, die Interaktion zwischen Streetlife und den neuen Entwicklungsbereichen. Das haben wir obligatorisch gemacht, mit Hilfe von Regeln, die für die ganze Stadt gelten. Wir verlangen aber keine bestimmte Gestalt. Wir sagen nur: Bestimmte Erdgeschosszonen müssen Nicht-Wohnen-Funktionen enthalten, die Fenster müssen eine bestimmte Mindestgröße haben, um eine Interaktion zu ermöglichen usw. So etwas hilft, das Städtische umzusetzen, ohne sich über die Ästhetik zu streiten.



Wolfgang Sonne



Markus Allmann

Wenn man heute sagt, die Moderne habe versagt, halte ich das für äußerst kritisch. Die Moderne ist für mich eine Tatsache

Markus Allmann

Kaye Geipel **Wie sehen Sie das mit dem öffentlichen Raum? Hier wurde die These geäußert: Wenn der Stadtraum in Form von Plätzen und Straßen einmal da ist, dann ist er auch ein Garant, dass sich das öffentliche Leben dort einnistet. Spielt das Vorhandensein einer Architekturform, damit das Ganze funktioniert, bei den Regeln, die Sie angesprochen haben, eine Rolle?**

Kristiaan Borret Im Holländischen nennt man die Vorstellung, dass die Gestalt der Architektur die Persönlichkeit der Leute oder deren Verhalten formen könne „Architectural determinism“. Das halte ich für eine gefährliche Sache. Ich glaube nicht, dass ein guter Platz ausreicht, seine Anwohner froh und zufrieden zu machen. Die heutige Diskussion in Flandern dreht sich nicht um eine Unterscheidung in öffentlich und privat, denn bei uns wird privat immer auch als individuell verstanden. Wir haben drei Kategorien: öffent-

lich, kollektiv und privat. Die Vorstellung, die sich mit dem „kollektiven Stadtraum“ verbindet, ist die, mehr Shared Space zu haben, der im privaten Besitz einer Gruppe von Bürgern ist. Bei dieser Art von organisierter Nachbarschaft wäre es völlig sinnlos, sich Gedanken über die Gestaltung eines Platzes oder einer Straße mit vielen Läden oder einem Café an der Ecke zu machen. Denn das wird dort nicht passieren. Die Dichte ist einfach nicht hoch genug!

Wolfgang Sonne Auch ich sehe das, was Sie „architectural determinism“ genannt haben, kritisch. Ihre letzte Beobachtung zeigt aber doch, dass Architektur zumindest manches ermöglichen oder verhindern kann. Wenn ich zum Beispiel nur zurückgesetzte Häuser hinter Abstandsgrün habe, dann kann ich da kein Eckcafé haben, weil das nicht funktioniert. Wenn der Bau aber vorne an der Straße steht, dann kann da ein Eckcafé sein, wenn die Dichte hoch genug ist.

Die Nachkriegsmoderne gehört zur heutigen Stadt

Markus Allmann

Wenn man die Stadt begreift als eine Ansammlung von Architekten und Statisten, dann glaube ich in der Tat, dass es eine Menge Statisten braucht, um eine lebenswerte Umwelt zu gestalten, und wenige Architekten, die diese Statisten in Frage stellen können. Das Verhältnis zwischen den normalen Stadtbausteinen und dem herausragenden Bau dürfte in etwa 1:100 betragen, um ausgewogen zu sein. Mein Problem mit der Forderung nach städtischer Normalität und einem Zurück zu historischen Stadtmodellen beginnt an einer anderen Stelle. Seit den zwanziger Jahren ist eine Moderne entstanden, die heute zur Realität unserer Stadt gehört. Das sind Strukturen, die sind genauso belastbar wie die älteren Modelle – man muss sie nur weiter schreiben und entwickeln wollen. Wenn man heute aber sagt – was offensichtlich gerade en vogue ist –, die Moderne habe versagt, dann halte ich das für äußerst kritisch. Für mich ist die Moderne mit all ihren Gebäuden und Strukturen einfach eine Tatsache. Das waren damals richtige Überlegungen. Wenn man Bilder sieht aus dem Deutschland der Nachkriegszeit, beispielsweise letzthin auf der Ausstellung in Nürnberg („Plätze in Deutschland 1950 und heute“, Bilder siehe unten) dann wird angesichts der zerbombten Stadtstrukturen der damalige Wunsch umso verständlicher, aus der Moderne heraus Bilder zu finden, die zukünftig wirken. Mit den Gebäuden jener Zeit müssen wir umgehen. Und immer, wenn wir heute über städtebauliche Modelle reden, ist für mich das Entscheidende, dass die Bausubstanz ja bereits da ist – eine Bausubstanz, die uns vor die Frage stellt, wie wir weiter mit ihr umgehen. Das Idealisieren von Modellen, neuen oder alten oder zukünftigen, halte ich für schwierig und für abgehoben.

Markus Allmann

Architekt und Stadtplaner. Seit 2006 leitet er das Institut für Raumkonzeptionen und Grundlagen des Entwerfens an der Universität Stuttgart. 1987 gründete er zusammen mit Amandus Sattler und Ludwig Wappner das Büro „Allmann Sattler Wappner“ in München.



Nürnberg, Königstraße 2013

Ähnliche Prinzipien wie bei der historischen Stadt umsetzen – aber mit neuen Ansätzen
Kristiaan Borret

In Belgien haben wir viele private Eigentümer, das heißt, die öffentliche Hand oder die Planungsbehörden können nur selten frei nach eigenen Vorstellungen handeln. Stadterneuerung besteht bei uns in den meisten Fällen aus dem Umgang mit vielen kleinen Dingen, im Kontakt mit privaten Eignern. Wir arbeiten in Antwerpen mit dem Konzept einer „porösen Stadt“. Ein Beispiel für Stadterneuerung im Umgang mit dieser Porosität besteht etwa darin, dass die Stadt an bestimmten strategischen Stellen selbst Brachen, abbruchreife Häuser, erwirbt und sie durch neue, individuelle Gebäude ersetzt. In diesem Fall handelt es sich um die Bestätigung des traditionellen Städtebau-Modells von Block-Straße-Platz; die Innovation liegt hier nicht auf der Ebene des Städtebaus, sondern in der architektonischen Typologie. Auf der anderen Seite geht es bei der Stadterneuerung an den Rändern der Stadt um die Neugestaltung von Plätzen und zusammenhängenden öffentlichen Räumen, die durchaus der Innovation bedürfen. Damit will ich sagen, dass man für verschiedene Teile der Stadt auch verschiedene Modelle parat haben sollte. Antwerpen wächst, wie viele andere Städte, und zwar um etwa zwanzig Prozent in den nächsten fünfzehn Jahren. Die Innenstadt ist dicht, also muss der Gürtel, der im 20. Jahrhundert angelegt worden ist, nachverdichtet werden. Wir brauchen die Erneuerung der Stadt in genau diesen Gebieten, und wir wissen, dass wir diese Quartiere nicht mit der traditionellen Blockstruktur erneuern können. Wir müssen etwas entwickeln, das in den Kontext dieser Gebiete passt, und dafür brauchen wir einen neuen Ansatz. Das sieht dann nicht aus wie die Stadt des 19. Jahrhunderts, versucht aber, dieselben Werte zu vermitteln. Ihre sogenannten Leitbilder, die ich eher Prinzipien nennen würde, kann man auch in einem moralischen Sinne als urbane Werte bezeichnen: Dichte und Mischung, soziale Diversität, belebter Straßenraum, öffentliches Leben, Integration in Raum und Zeit.

Kristiaan Borret
Architekt und Städteplaner. Seit 2015 Stadtbaumeister in Brüssel. Von 2006 bis 2014 war er in selber Funktion in Antwerpen tätig. Für seine Tätigkeiten in Antwerpen erhielt er 2013 den Flämischen Kulturpreis. Borret lehrt seit 2005 als Gastprofessor an der Universität von Gent.



Antwerpen wächst. Wir brauchen die Erneuerung gerade in den Außenbezirken der Stadt, und wir wissen, dass wir diese Quartiere nicht mit der traditionellen Blockbebauung weiterbringen Kristiaan Borret



Markus Allmann Ein Aspekt ist vielleicht auch, dass wir in Deutschland immer wieder über Konzepte in anderen Ländern staunen, die dieses städtische Leben ermöglichen, die bei uns aber vermeintlich nicht umsetzbar sind. Das hängt damit zusammen, dass wir sehr viele Regularien haben, die für sich als Ausdruck der Berücksichtigung von Partikularinteressen ja richtig sein mögen. Ich halte es mit Blick auf das Gemeinwohl für sinnvoll, auf einzelne dieser Partikularinteressen zu verzichten. Denn ich glaube, dass Stadt auch immer bedeutet, dass das Gemeinwohl über das Einzelinteresse gestellt werden kann.
Wolfgang Sonne Das ist exakt das, was wir meinen, wenn wir sagen: Die Stadt zuerst! Nicht die Einzelregelungen zuerst, sondern Stadtraum zuerst denken und dann schauen, vielleicht muss man bei einer Einzelregelung auch mal einen Abstrich machen.

Irene Wiese von Ofen (schaltet sich in die Diskussion ein) Aus meiner Erfahrung heraus kann ich sagen, dass im internationalen Vergleich betrachtet der städtebauliche Rechtsrahmen, den wir haben und die Verlässlichkeit, mit der wir handeln können, ein großes Gut ist.
Kaye Geipel **Bevor allseitiger Konsens besteht, will ich die folgende Feststellung noch einmal aufgreifen: „Die Stadtautobahn gehört zwar mit zur europäischen Stadt, aber natürlich ist sie nicht gut.“ Diese Problemzonen, wie zum Beispiel Stadtautobahnen oder fragmentarische Stücke der Metrozonen, gehören für mich zum Essentiellen dessen, was die Transformation der heutigen Stadt charakterisiert: Wie mache ich daraus wieder einen lebenswerten Stadtraum? Da gibt es dann aber keine Lösung, die man nach den Regeln der historischen Stadt bearbeiten kann.**



Kristiaan Borret In Belgien hat man oft das Problem der Dichotomie. Es gibt die Stadt und daneben die Nicht-Stadt, es gibt die Stadt des 19. Jahrhunderts und die Suburbia. Für mich zeigen diese Quartiere, dass etwas Hybrides existiert, so etwas wie die „Vorstadt“ – also nicht die grüne Suburbia, nicht die Banlieue, sondern etwas dazwischen. Wir haben kein richtiges Bild dafür, können ihr keine städtische Form zuordnen. In diesen Gebieten, da stimme ich zu, kann nicht Platz-Straße-Haus das Einzige sein. Diese Gebiete können wir auch nicht in etwas verwandeln, was richtig städtisch werden wird.
Vanessa Miriam Carlow Zum Modell von Straße, Platz und Block: Ich würde da gleich mal den Block streichen und einfach nur Parzelle einsetzen. Denn es gibt ja nicht nur den Block, sondern auch noch alle möglichen anderen Gebäudetypologien, die es uns ermöglichen, einen



Links: Stadttheater in Antwerpen von Studio Secchi-Viganò, rechts: Bebauung Panzerwiese in München von Kehrbaum Architekten
Fotos oben: Teresa Cos; Dagmar Flex; kleine Fotos S. 23: Stadtarchiv Nürnberg, A39_III_Fi_K_1961; Peter Hafner, Stadtplanungsamt Nürnberg

Sozialmix oder einen Funktionsmix herzustellen. Dazu kommen weitere Aspekte, die helfen, diesen Werkzeugcharakter zu erweitern. Zum Beispiel die Frage von Stadtraumverlauf, von einer Sequenz von Straßen, öffentlichen Räumen, öffentlichen Bauten, die sich ergänzen und die bestenfalls Netzwerke bilden, grüne Netzwerke, blaue Netzwerke, also offene Räume, Parks, Wasser usw.
Rainer Bohne Ja, auch für mich gibt es eine ganze Menge mehr, was notwendig ist, um Städtebau zu definieren. Auch Siedlungsbau ist Städtebau oder kann es sein! Aber wenn Sie hier sagen, grundsätzlich ist das, was Martin Wagner gemacht hat oder Bruno Taut oder was im Hansaviertel entstanden ist, kein Städtebau, weil man, wenn man dort aus dem Haus tritt, vielleicht in einen Garten oder einen öffentlichen Park reinfällt, aber nicht prompt auf der Straße landet:



Also, wenn das kein Städtebau sein soll, dann muss ich Ihnen vehement widersprechen!
Christoph Mäckler Das sagt doch Martin Wagner selbst: Die Siedlungsbauer wollen die Stadt überwinden. Die sind ja stolz darauf gewesen, aufzuräumen mit dieser bösen alten Stadt.
Harald Bodenschatz Ich finde die Diskussion hier schwierig, wenn wir uns jetzt darauf konzentrieren, was guter Städtebau ist, was schlechter Städtebau ist und den Städtebau gegen Siedlungsbau ausspielen. Für mich ist das abgehoben. Ich möchte zurückkommen auf den schlichten Hinweis, auf welcher Maßstabsebene bewegen wir uns? Auf der kleineren, auf der mittleren, auf der Regionalstadt? Auf all diesen Ebenen kann man städtebaulich denken – man sollte aber unterschiedlich städtebaulich denken. Zum Beispiel was die verschiedenen Formen von Straße betrifft und wie wir sie entwerfen. Es gibt Leute, die wollen Straßenbahnen haben, und es gibt Leute, die wollen Fahrradwege haben, und es gibt Leute, die wollen flanieren. All das müssen wir in der Straße unterbringen. Wollen wir das jetzt zonieren oder wollen nicht zonieren? Dafür braucht es im Entwurf klare Entscheidungen. Aber es ist auch klar, dass die Regeln dann für eine Straße gelten, für eine andere vielleicht nicht. Und wenn wir das jetzt nur allgemein diskutieren, blenden wir solche elementaren Fragen meines Erachtens einfach aus.
Sophie Wolfrum Ich will noch einmal auf das Thema „Stadt der Moderne“ zurückkommen, das Markus Allmann in seinem Statement aufgeworfen hat. Auf der einen Seite haben wir die Stadt der Moderne, die unsere gebaute Stadt ist – in Deutschland zumindest. Die hat in der Nachkriegszeit dafür gesorgt, dass wir im Prinzip alle Menschen mit Wohnraum versorgten, was eine große Leistung war, wenn man das mal international sieht. Auf der anderen Seite sind wir heute in eine andere Phase städtebaulicher Notwendigkeiten eingetreten. Wir haben aber immer noch ein Planungsinstrumentarium, das Anfang der sechziger Jahre, zusammen mit dieser Stadt der Moderne, geschaffen wurde. Und wir haben eine Baunutzungsverordnung, die nur viermal novelliert wurde und mühselig den neuen Anforderungen angepasst werden muss. Im Prinzip operieren wir heute mit einem Stadtmodell, das baurechtlich noch extrem aktiv ist, aber vielleicht schon das Zeitliche gesegnet hat. (Beifall)

Kaye Geipel